

*„Wir sind, was wir sind, durch unser Verhältnis zu anderen“ – Georges Herbert Mead*

*Guter Punkt, ohne Frage – 1 zu 0 für Sie, Herr Mead. Aber auch, wenn ich das hier mal anmerken darf, ein bisschen frech von Ihnen, was? Da beschäftigt sich die Welt seit Jahrhunderten mit der Frage, ob ein Baum, der unbemerkt fällt, überhaupt gefallen ist, stellt sie so lange, bis kaum mehr jemand zuhört wenn darüber gesprochen wird. Und Sie beschließen, die Frage noch einmal zu stellen und zu beantworten. Haben Sie die Frage überhaupt gestellt? Ich weiß es nicht, beantwortet haben Sie sie aber. Wird sie aber durch mein Unwissen einfach ungestellt?*

Es ist schwer, Herrn Mead einfach zuzustimmen. Seine These, salopp in den Raum geworfen, wie es bei Essaythemen nun mal so üblich ist, kränkt natürlich ein bisschen. Das ganze Besondere, Individuelle, „Krone-der-Schöpfung“-Gehabe – angekratzt. Wir sind nur im Verhältnis zu anderen – sind wir nicht ein bisschen wichtiger? Gibt es nicht etwas Höheres, Reineres, das unsere Existenz ausmacht? Als Ebenbild Gottes, einziges Tier mit Moral, einziges vernunftbegabtes Wesen im Universum?

Ich finde nicht. Ich weiß nicht, wann Herr Mead gelebt hat, ich weiß nicht, was er gemacht außer einer Menge Menschen auf den Schlips zu treten, aber ich mag definitiv was er da gesagt hat. Für mich spricht er eine der grundlegenden Probleme des Seins an – nämlich nicht, ob oder wie wir sind, sondern wie das erkennbar ist. Dennoch denke ich, dass er nicht weit genug geht.

Denn ob etwas ist, das ist für uns nicht zu beweisen – wir gehen einfach davon aus, schaffen Hilfskonstrukte, um es zu erklären, zu legitimieren, fantasieren von der reinen Wahrheit oder der Bestimmung des Menschen – und müssen anerkennen, dass es keine Möglichkeit gibt, eine solche zu erkennen. Ich würde daher sagen: Alles was ist, ist nur durch sein Verhältnis zu anderen *erkennbar*.

*Tut mir leid, Georges. Ich darf dich doch beim Vornamen - ? Wir sind uns ja jetzt doch ein bisschen näher gekommen... Ausgezeichnet! Also, Georges, ich finde, du gehst nicht weit genug. Du bleibst auf dem Boden des Idealismus – was sollen wir denn deiner Meinung nach „sein“? Was meinst du mit „wir“? Und ist es interessant, was wir sind? So viele Fragen, und nur eine einzige Antwort von dir – ein kurzes Zitat. Ganz schön provokativ, Georges, ich muss schon sagen.*

Ich gehe eigentlich schon davon aus, dass Georges recht hat, dass wir „sind“, ja sogar, dass es eine absolute Wahrheit gibt. Schon aus Gründen der inneren Logik – die Aussage, es gäbe keine absolute Wahrheit, stellt ja mit dem kategorischen Ausschluss einer solchen wieder einen absoluten Wahrheitsanspruch. Ja, ich gehe davon aus, dass es Materie gibt, die sich gegenseitig beeinflusst, sich immer wieder verändert, panta rhei, alles fließt. Diese Materie zu ergründen, zu erkennen aber – das halte ich für ein aussichtsloses Unterfangen.

Denn wodurch wollen wir denn erkennen, uns ein Bild von dieser Materie machen? Man kann jetzt natürlich sagen, durch den absoluten Geist, die Fähigkeit des menschlichen Gehirns, Gedanken zu produzieren, welche die Dimensionen der Materie übertreffen, perfektionieren können. Ich halte nicht viel von diesem Hegelschen Idealismus. Denn was wissen wir denn von der Wirklichkeit, der Wahrheit, der Materie?

Wir sehen bloß, wo sie uns stört, wo sie uns irritiert, wo sie *bemerkbar* wird – durch Irritationen. Alles, das wir zu erkennen glauben, sehen wir nur im Verhältnis zu anderen, und so auch das, was wir von uns selbst zu erkennen glauben. Paul Watzlawick vergleicht die Erkenntnis gerne mit einem Blinden, der durch den Wald läuft – wenn er ihn Tausende Male durchquert hat, weiß er wo er laufen

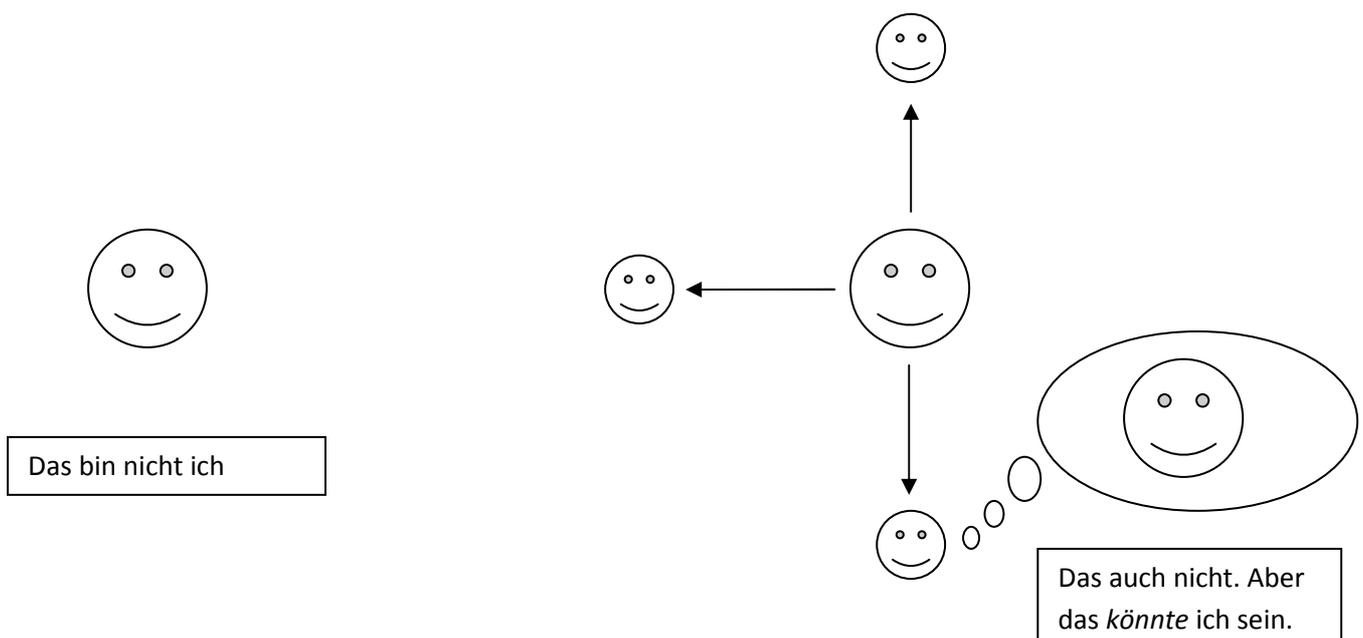
muss, ohne gegen Bäume zu stoßen. Dennoch hat er keine Ahnung, wie der Wald aussieht – weil es für ihn irrelevant ist. Sein Wissen überlebt, ist viabel, weil es ihn vor einer gebrochenen Nase bewahrt, nicht, weil es ihm die Schönheit des Waldes offenbart.

Manche mögen diese Vorstellung nicht besonders – sie gehen davon aus, dass da *mehr* sein muss, dass es eine *reine* Wahrheit gibt, geben muss – weil wäre es sonst nicht ein bisschen traurig? Wäre das nicht ein bisschen wenig, einfach nur zwischen den verschiedenen Eindrücken von der Wirklichkeit herum zu schwimmen? Ist nicht die Wahrheit das Gute, das nicht der Lüge anheim fällt?

Auf der einen Seite kann man das schon sagen, wenn man davon ausgeht, dass es da *irgendetwas* gibt, das höher steht. Dass wir (und das ist identitätsstiftend für das „Höhere“) nicht erkennen können. Dennoch muss man sich doch die Frage stellen, wenn es dieses Höhere nun gibt, und manche behaupten es zu erkennen (in der Schönheit der Blumen, den Zufällen des Urknalls, der Sinnhaftigkeit der Menschenrechte), warum gibt es dann so viele verschiedene Vorstellungen davon, so viele verschiedene Eindrücke?

Von mir aus sind wir sogar nicht nur im Verhältnis zu anderen – ich weiß es nicht, es berührt mich aber auch nicht. Denn erkennen, oder zumindest *ein* Bild gewinnen können wir nur im Verhältnis zu anderen oder zu anderem. Wäre um mich herum nichts, woher wüsste ich, das ich bin? Mal abgesehen davon, dass ich wohl recht schnell sterben würde („nichts“ schließt ja irgendwie auch Sauerstoff aus...)?

Kein Licht, das sich an meinem Körper bricht, dessen Reflexion meine Augen sagen lässt, wie ich aussehe? Keine Materie, keine Luft, kein Wasser, das meine Schreie hörbar macht? Was lässt mich Schmerz fühlen, wenn da nichts ist, auf das meine Nerven in der Haut reagieren können? Bestimmt existierte ich in der einen oder anderen Form trotzdem. Doch es ist absolut irrelevant, weil nicht bemerkbar für mich.



Und auch der Tisch, die Schwelle, ein Stein auf dem Boden – bestimmt existiert er auf die eine oder andere Weise. Das Wissen von der Existenz des Steins, die Erkenntnis über ihn geht aber nur so weit, wie er mich irritiert. Was ich über ihn wissen muss, ist dass es weh tut, dagegen zu treten, und anhand welcher Farbe ich ihn vom Erdboden unterscheide. Möglicherweise hatte Georges eine ganz andere Erkenntnis von diesem Stein – wenn er ihm auf den Kopf fiel, weil Georges nichts über seine potentiell tödliche Wirkung wusste, so ist klar, warum sich mein Eindruck von diesem Stein erst einmal durchgesetzt hat – bis ein besserer, ein viablerer kommt. Kommen mehr Eindrücke zustande, entsteht ein Austausch – dann kann die Existenz eines Steines, der alle stört zumindest zufrieden stellend festgestellt werden, und seine Entfernung gemeinsam angegangen werden (wobei dann vermutlich einige Menschen mit langem Haar und Blumen hinter den Ohren *ihre* Wahrnehmung vom Stein als wertvollem Mitgeschöpf ins Spiel bringen werden. Auch das gehört dazu.)

*Aber ich bin sicher, Georges, ich langweile dich ein bisschen. Du hast das ja auch nicht nur so gemeint oder? Bloß die Existenz, die Erkenntnis, das Alles oder Nichts – ich bin sicher, dir ging es um mehr, um „relevanteres“ – nicht, dass die Frage von Existenz irrelevant wäre. Dir ging es auch darum, dass das Verhältnis zu anderen MENSCHEN identitätsstiftend ist, nicht war? Dir ging es auch um Gemeinschaft, um Zusammenarbeit, um Kommunikation.*

Einmal abgesehen davon, ob wir überhaupt sind, ohne anzuecken, stellt sich natürlich in einer modernen Gesellschaft die Frage der persönlichen Identität. Nicht nur die Existenz, das Überleben, das Nicht-Erschlagen-Werden spielt mehr eine Rolle. Sondern auch, als wen wir uns begreifen, wer wir zu sein glauben, und was die anderen glauben, dass wir sein könnten.

Es ist, zugegeben, keine besonders originelle Behauptung, aber Menschen sind nun mal recht gerne in Gesellschaft. Ich wage mal zu bezweifeln, dass das „in der Natur“ des Menschen liegt, aber es ist einfacher, zu überleben, wenn es Menschen um einen herum gibt, die reagieren, helfen, zuhören und sich um einen kümmern. Ein ganz natürliches Phänomen also, dass wir uns zusammen scharen und Gesellschaft, aus rein evolutionären Gründen vermutlich, auch genießen. Wäre es möglich, auch alleine gut zu leben, gäbe es wohl nach ein paar Generationen schon eine relevante Minderheit, die das vorziehen würde.

Doch als wer wir empfunden werden, das hat viel damit zu tun, wie wir *zu anderen*, oder um mit Georges Worten zu sprechen, im Verhältnis zu anderen sind. Denn durch was sonst sollen wir uns definieren, als durch unsere Tätigkeiten mit oder gegen andere? Wo sonst beweisen wir anderen (und uns selber) wer wir sind, wie wir sind, DASS wir sind?

Ob wir einen Mitschüler abschreiben lassen, ihm beim Durchfallen zuschauen oder mit ihm lernen, ob wir der alten Dame über die Straße helfen oder vor ihr auf den Boden spucken, das zeichnet das Bild, das unsere Gesellschaft von uns hat – und das wir von uns selbst bekommen.

Ich möchte das gar nicht moralisch kategorisieren – ist es gut, ist es böse abschreiben zu lassen – vollkommen uninteressant. Interessant ist es, ob es viabel ist. Habe ich noch eine Chance auf einen Studienplatz, wenn ihn sich alle eremogeln können? Wird die Gesellschaft, in der ich lebe, mir weiter Schutz bieten können, wenn nicht die Fähigsten oder Alle, sondern die am besten Schummelnden die Führungspositionen einnehmen?

Nein, der Prozess, in dem wir uns befinden – nennen wir ihn Gesellschaft, nennen wir ihn Kommunikation, nennen wir ihn leben – er ist nur bedingt davon abhängen, was wir denken, fühlen,

zu erkennen glauben. Was uns definiert, von der grauen Fläche abhebt und damit zu bemerkbaren Mit-Individuen macht ist, wie wir in diesem Prozess empfunden werden.

Auch das mag manchen sauer aufstoßen – der Terror der Mehrheit, der Malmstrom des Mainstream. Doch wir sind eben nicht nur für uns alleine, was aber nicht bedeutet, dass wir nicht einzigartig sind. Nur weil ich mich durch das definiere, was ich für andere bin, nur weil das Bild, das sie von mir als anonymisiertem Autor haben, liebe Leser und Leserinnen, alleine davon beeinflusst ist, was ich hier schreibe (und wie sie es verstehen), bin ich nicht weniger wichtig oder individuell. Nur wissen sie einfach nicht, wie ich mich gerade fühle, ob ich das sonnige Wetter mag oder nicht mag, ob sie mich als würdig empfinden würden ihre Tochter oder ihren Sohn zu ehelichen. Und es braucht Sie auch nicht zu interessieren.

*Naja Georges, das ist jetzt mal ein bisschen wenig, oder? Die pragmatische Feststellung, dass wir nun mal im Verhältnis zu anderen stehen und erkennbar sind, die reicht vielleicht für das Poesiealbum aus, oder für den Klappentext eines Buches – aber wie jetzt weiter? Ich bin sicher, du hast dich länger mit dem Thema beschäftigt als ich, hast deine Paradigmata für die Gesellschaft, deine Handlungsanweisungen erarbeitet. Aber wenn du mir nichts darüber erzählen willst, dann muss ich wohl mal sagen, was ich mir dazu denke.*

Die bloße Erkenntnis, dass Gemeinschaft Pragmatismus ist, dass moralische Kategorien aus dem gesellschaftlichen Empfinden entstehen hat schon zu oft zu einem Wegwerfen dieser Prinzipien geführt. „Ich bin eigentlich glücklicher, wenn ich ganz oben stehe, also muss ich keine Rücksicht nehmen“, das ist eben auch ein Fehlschluss – oder ich empfinde ihn so. Denn es hat schon Gründe, warum sich moralische Kategorien über die Jahrhunderte mit äußerster Zähigkeit (und brutalster Gewalt) durchgesetzt und überlebt haben – immer zu Wahrung von Interessen, aber immer auch ein bisschen erträglich für alle.

Die moralischen Paradigmata, oder nach Max Frisch der „Geist einer Gesellschaft“ birgt zweierlei in sich. Auf der einen Seite die Übertünchung oder Befriedung von Interessenskonflikten zur Systemerhaltung, auf der anderen Seite aber auch die Überwindung des Systems in sich. Jede mehrheitsfähige moralische Kategorie geht über die Grenzen ihrer Gesellschaft hinaus – das Recht auf Asyl ist identitätsstiftend für Europa, jedoch nicht umgesetzt, das Minderheitenrecht auf Muttersprache in Österreich ein wichtiger Schritt in der Staatsbildung aber bis heute mit Füßen bzw. Ortstafeln getreten. In sich bergen sie alle eine Tür zur Veränderung, wie jede Gesellschaft ihren eigenen Umsturz in sich birgt.

Was wir sind, sind wir im Verhältnis zu anderen, und dieses Verhältnis ändert sich fortwährend. Und wie wir dieses Verhältnis empfinden oder auch beeinflussen wollen, das hat viel damit zu tun, wie wir uns im Vergleich sehen.

Ich mag zufrieden damit sein, Brot zu haben, sehe ich aber, dass der neben mir nicht nur mehr Brot hat, sondern das auch noch von dem Leib abgeschnitten hat, von dem ich geglaubt habe, dass ich ihn brauche, war es das schon wieder mit der Zufriedenheit (und über kurz oder lang mit der Erträglichkeit). Ich empfinde mich selbst und die Gesellschaft nicht primär darüber, wie es mir geht, sondern wie es anderen im Vergleich geht. Das geht natürlich nicht bloß soweit, dass alle, die über dem Durchschnitt der Gesellschaft stehen sie erhalten wollen und alle anderen stehen mit Fackeln und Heugabeln vor dem Regierungssitz, aber wenn ich das Gefühl habe, meine Gesellschaft birgt für

mich oder meine Umwelt (nach der ich mich definiere) keine Perspektive mehr, so werde ich sie verändern wollen.

Und das ist auch die einzige Handlungsanweisung, die Georges für mich parat hat – dass sein Zitat, konsequent zum Konstruktivismus weiter gedacht, mir aufzeigt, dass es mehr braucht als bloß mich. Dass Veränderung mich genauso definiert wie Stillstand, dass mich alles definiert und zum *sein* bringt, nur nicht ich. Die Gesellschaft, in der wir leben, unsere unmittelbare Umwelt sie definiert nicht uns, aber wir definieren uns in ihr, und immer an sie gebunden. Und das anzuerkennen bietet immer Möglichkeiten – Erklärungsangebote, warum so viele Menschen, so viele verschiedene Meinungen haben, Lösungsangebote abseits des Eindrucks von der absoluten Wahrheit, viable Lebensmodelle. Und das ist für mich sehr wertvoll, das macht das Zitat im Verhältnis zu mir zu einem Wichtigen.

*Georges, das war es für mich – erst einmal. Ein Satz hat mich zu Überlegungen über die Erkenntnis an sich, die Gesellschaft und mein Handeln geführt. Hat mich über Egoismus und Altruismus, über die Pragmatik der Gemeinschaft nachdenken lassen. Ich werde ihn jetzt erst einmal anerkennen – verifizieren, ohne zu glauben dass es allgemeingültig ist, sich erhalten kann. Aber fürs Erste ist es eine gute Hypothese, viabel. Es wäre noch interessant zu fragen, ob das dein Zitat verändert hat – was es für mich ist, was ich dazu beigetragen, geschrieben habe. Aber für uns sollte das jetzt ja klar sein – natürlich. Denn dein Zitat ist bloß, was es im Verhältnis zu mir und all den anderen, die darüber nachdenken, ist.*